

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 117. Bromberg, den 22. Mai 1930.

Der eine, der entkam.

Geschichte einer abenteuerlichen Flucht.

Von Johannes Bergmann, Hellerau.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

16. Es ist ein langer Weg . . .

Auf dem Trafalgarplatz zerstreute sich der große Menschenhaufen, als der Werberedner die letzten Worte herausgedonnert und die Musik die Nationalhymne gespielt hatte. Soldatentrupps verschiedener Kontingente marschierten heimwärts, das eine, beinahe das einzige englische Marschlied auf den Lippen: „Es ist ein langer Weg nach Tipperary . . . Uns klang die Melodie in den Ohren. Wir hatten sie ja viele hundertmal gehört; aber uns war es nicht so zumute, als ob wir singen müßten. Im Innersten entwarfen wir den Plan für den nächsten Tag. Die Nacht wollten wir für die Reise nach dem Norden benutzen.

Eine Autodroschke brachte uns drei — wir hatten uns vorderhand wieder zusammengetan — nach einem großen Speisehaus, „Drei Nonnen“ mit Namen, wo wir an einem weißgedeckten Tische tafelten, wo hauptsächlich englische Offiziere verkehrten und der Kellner uns jeden Wunsch erfüllte.

Auf dem King's Croß-Bahnhof opferte jeder seinen letzten Goldfuchs für die Bahnfahrt nach West-Hartlepool. Nun mußten wir uns die Freiheit wirklich erkauft haben. Weiter konnten und wollten wir nicht denken.

Die ganze lange Nacht hindurch hatten wir es im Abteil mit Betrunkenen zu tun; denn es war Wochenende. Mit einem Marineurlauber mußten wir „anstandshalber“ aus einer Flasche trinken, damit er nicht tobsüchtig wurde. Wir ekelten uns, spielten aber den Schwank zu Ende. Hinter York, wo wir des Nachts umstiegen, wollte uns ein Angetrunkener die Papiere seines Sohnes verkaufen, der zur Armee gegangen war; aber wir hatten nicht mehr die Mittel dazu. So trafen wir denn mit halb zerschlagenen Gliedern in der Seestadt gegen 6 Uhr morgens ein, gefaßt auf eine weitere Tat, die den Einsatz des ganzen Menschen erforderte.

*

Es war Sonntag, ein echter englischer Sonntag, regnerisch und neblig, die Straßen verwaist und die Lokale geschlossen. Wir warfen uns draußen vor der Stadt hinter eine Hecke, obwohl der Boden durchnäßt war und wir keinen Schluck heißen Tees im Leibe hatte. Von unseren Eßkörben war nur noch ein Tropfen Rotwein übriggeblieben, in den wir uns schluckweise teilten. Zu essen besaßen wir so gut wie nichts mehr, nur noch ein paar Brocken Schokolade und die Hungerpastillen; aber all diese Herrlichkeiten mußten aufgespart werden. Es konnte ja noch viel schlimmer kommen.

„Am Vormittag werde ich einen Erkundigungsritt nach dem Hafen unternehmen“, unterbrach der Lotse unsere Gedankengänge, die sich immer um dasselbe Thema bewegten: ob es gelingen werde, uns auf ein neutrales Schiff zu schmuggeln. Zu Mittag wollte er dann zurück sein, am Abend, in der Dämmerung, sollte die letzte Attacke geritten werden.

Fernab auf einem schmalen Feldwege pilgerten einige Kirchgänger. Sie hätten uns hinter der Hecke nicht wahrnehmen können. Die Vormittagsstunden hatten bleierne Füße; denn wir warteten, warteten auf den Lotsen, der gegen 9 Uhr nach dem Hafen, etwa eine gute Stunde Wegs von uns entfernt, gegangen war. Helm und ich glaubten schon, daß man ihn „weggeschnappt“ habe. Da erschien er gegen 1 Uhr auf der Bildfläche. Wir hungerten nach einer glücklichen Botschaft.

„Ich habe den halben Hafen abgeklopft“, begann der Lotse, „war sogar an Bord eines Norwegers, der zu Mittag in See stach.“ Dann erzählte er, daß der Kapitän ihn habe mitnehmen wollen; doch sei er umgekehrt, um uns nicht im Stich zu lassen. „Drei Mann auf einem Schiff zu verstauen“, habe der Kapitän gesagt, „ist bei der strengen Kontrolle ein Ding der Unmöglichkeit.“

Wir dankten Volkmar. Es ist ein unerhörtes Opfer, das er uns gebracht hatte. Er stand also ganz zu uns. Unsere Herzen schlugen höher, weil unser Fall doch nicht hoffnungslos zu sein schien; aber Volkmar war äußerst pessimistisch:

„Wir müssen uns auf alle Fälle wieder trennen, vielleicht auch verschiedene Schiffe ausfindig machen.“

Vom Hafen drangen die Signale der Sirenen und Dampfpfeifen zu uns herüber. Der Tag wollte aber nicht zu Ende gehen. Wie quälend das ewige Warten war! Am liebsten wären wir auf der Stelle losgewandert, um endlich den Erfolg an allen vier Zipfeln zu haben.

*

Die Dämmerstunde kam. Wir rüsteten uns. Der Lotse machte uns zur Bedingung, hundert Meter Abstand von ihm zu halten. So wanderten wir die einsame Straße entlang, hinein in die graue Stadt, in der das Leben erstorben zu sein schien, durch Straßen und Gassen, immer auf der Fährte des Lotsen.

Dichter und dichter wurde der Schleier der Nacht. Da erspähten wir auch den Lotsen nicht mehr. Ob unser Abstand zu groß gewesen war?

Wir beschleunigten unsere Schritte, gerieten immer tiefer in das Häusermeer hinein. Nirgends der Lotse! Zurück an den Ausgangspunkt zu gehen, wäre sinnlos gewesen. Eine bestimmte Wegesstrecke nahmen wir mehrmals, suchten wie Späher nach dem einen Mann, der gerade im Hafen unser Führer sein sollte. Wir fanden ihn aber nicht.

Einmal hatten wir ausgemacht, daß wir uns, wenn wir uns verlören, an der nächsten Kirche treffen wollten. Es waren aber mehrere kleine Kirchen in gleicher Reichweite. Wir suchten die eine ab und dann die andere. Nirgends stießen wir auf den Lotsen.

Unmöglich war es, die Nacht noch weiter hereinbrechen zu lassen, ehe wir einen Unterschlupf gefunden hatten. Wir entschieden uns, vorläufig die Suche nach Volkmar aufzugeben, erstanden bei einer guten alten Hausfrau, die noch

dazu mit einem bärbeißigen Soldaten verheiratet war, eine Tasse heißen Tees und eine Pastete, waren aber nicht wenig erschüttert, als der Mann unsere Papiere sehen wollte. Auch diesmal gelang es mir, mich und den Fähnrich herauszupauken. Wir waren wieder einmal Belgier geworden, arme, bedauernswerte Belgier, die die Vorschriften des Landes nicht zur Genüge kannten; „denn", so sagte der alte Soldat, „Sie befinden sich auf verbotenem Gebiet; die gesamte Ostküste ist verbotenes Gebiet. Heute bin ich nicht im Dienst. Sehen Sie her, dort hängt meine Uniform. Wenn ich Sie gestern ohne Ausweise erwischt hätte, dann wäre Ihnen eine Geldstrafe von mindestens drei Pfund Sterling sicher gewesen."

Wir verblühten, eilten auf den Hafen zu, achteten kaum noch auf die Menschen, die uns hier und da begegneten. Ohne Schwierigkeiten huschten wir durch Tore und über Brücken, an Posten vorüber, die uns für Seeleute hielten, und landeten auf einem Holzhof, einer Verladestelle im Hafen, wo wir ein senkrechtes Loch zwischen vier Holzstapeln als Versteck wählten und stehend den Schlaf erwarteten.

Es war kalt und naß um uns. Wir lehnten uns aneinander, um uns zu wärmen.

„Wo mag bloß der Lotse geblieben sein?" fragten wir immer wieder. Aber die Frage konnten wir nicht beantworten.

„Hier heißt es nur durchhalten!" sagte der Fähnrich, als wollte er noch einmal seine ganzen Kräfte zusammenraffen. Wir drückten uns die Hand, um das alte Versprechen zu erneuern.

Stehend schliefen wir in dem Holz.

17. Auf neutralem Boden.

Mit einem munteren „Hüt! Hüt!" weckte uns am zeitigen Morgen eine winzige Hafenlokomotive ganz in unserer Nähe. Der Schlaf in der Kälte hatte unsere Glieder gelähmt. Wir brauchten geraume Zeit, ehe wir überhaupt wieder Leben in uns spürten und die Situation erfaßten.

Richtig, dort hinter dem Damm ragten Masten von Segelschiffen. Eine schmale Mole führte da hinüber. Jetzt galt es, ungesehen aus dem Holzhof herauszukommen. Wir hatten es ganz einfach verschlafen.

Der nächste Gedanke, den wir fassen konnten, beschäftigte sich mit dem Lotsen.

„Wir müssen ihn suchen", meinte der Fähnrich, indem er den Schmutz von seinem Mantel wischte. Die Kleiderbürste, die wir zusammen mit vielen anderen schönen Dingen in dem Pappköfferchen hinter der Hecke gelassen hatten, hätte uns jetzt wirklich gute Dienste geleistet. Wie Diebe stahlen wir uns aus dem Holzlager heraus, turnten über die schmale Mole, und bevor wir jenen Damm passierten, steckten wir erst einmal unsere Tabakpfeifen in Brand. Jenseits des Dammes stellte uns deshalb ein Mann zur Rede mit den Worten:

„Sie werden heute noch verhaftet werden!" Er wies dabei auf unsere Pfeifen und erklärte, daß das Rauchen in diesem Gebiet streng verboten sei.

Ich dankte dem alten Knaben verbindlich, daß er uns zurechtgesetzt hatte. Eben wollten wir ein Hafentor passieren, als wir wieder mit einem Aufseher zusammengerieten. Mit einer Entschuldigung machten wir Kehrt, nahmen die Beine unter die Arme und marschierten geradeswegs in eine kleine Hafenkantine hinein — um für einen Kupferling eine Tasse Tee und ein Biskuit zu erstehen. Das heiße Getränk tat uns wohl. Wir schlürften es mit seltenem Wohlbehagen und setzten dann in Ruhe unseren Weg fort.

Das war alles ganz gut gegangen. Vielleicht, daß uns doch ein gütiges Geschick noch den richtigen Weg führte. Wir tappten ja völlig im Dunkeln.

Unversehens gerieten wir auf einen Kai, an dem einige Segler festgemacht hatten. Die großen Farbflächen an der Bordwand eines jeden Schiffes erleichterten uns die Festellung der Nationalität. Helm steuerte mit sicherem Kurs auf eine schwedische Dreimastbark zu, und mit einem kühnen Satz erklommen wir Steg und Fallreep.

Eine leichte Brise blies uns die Seeluft ins Gesicht und klopfte an der Takelage herum. Wir brauchten gar nicht lange zu warten, da trat uns ein Mensch entgegen. Wir erkannten in ihm sofort den Schweden: Es war der Steward, den wir grüßten und auf Englisch nach dem Kapitän fragten; aber der blonde Jüngling verstand unsere Sprache nicht. Deshalb wiederholte ich nur noch das eine Wort, das jedem Seemann in der Welt geläufig ist: „Kapitän!"

„Kapitän?" fragte der Mann zurück und machte eine Gebärde, die darauf schließen ließ, daß das Schiffsoberhaupt noch schlief.

„Kapitän!" Das war ein Befehl. Der Steward ging, ihn auszuführen.

*

Nun ereignete sich das Unglaubliche: Wir wurden zum Kapitän gebeten, der noch in der Koje lag. Freundliche Augen grüßten uns, eine feste Hand streckte sich uns entgegen. Es war ein recht väterlicher Herr, der bärtige Kapitän, und wir hatten volles Vertrauen zu ihm.

Ein Glück, daß er so gut Englisch sprach! Durch eine vorsichtige Frage versicherte ich mich, ob er nur Schweden an Bord habe, und er bejahte:

„Sie befinden sich hier ganz auf schwedischem Boden, meine Herren. Bitte, womit kann ich Ihnen dienen?"

Helm und ich sahen einander an, als ob wir die Wahrheit noch nicht in ihrem Umfange begriffen hätten, und ich bekannte frei heraus:

„Kapitän, Sie verzeihen unsere Störung. Wir sind deutsche Kriegsgefangene aus Dorchester. Sie müssen uns mitnehmen."

Der Mann, der ein gutes Herz im Leibe hatte, sagte nicht nein.

„Ich will Ihnen eins sagen", begann er, „wir stechen erst in acht bis zehn Tagen in See. Das ist eine lange Zeit. Für Sie kommt es darauf an, sobald als möglich dieses Land zu verlassen, am besten heute noch."

Während er sprach, las er auf unseren Gesichtern die Enttäuschung, die er uns bereitete, und lenkte deshalb ein wenig ein:

„Vielleicht nützt es Ihnen, wenn ich Ihnen verrate, wie mein Schiff aussieht und was wir laden; aber Sie müssen mir versprechen, daß Sie mich nicht zu Gesicht bekommen haben."

Wir versprachen es ihm mit Handschlag, und er schenkte uns reinen Wein ein. Dann erkundigten wir uns nach unserem Lotsen und erzählten, wie wir ihn verloren hatten.

Der Kapitän meinte, daß der Lotse sicherlich, wenn er im Hafen Bescheid wüßte, sich drüben im Kohlenhafen eins der schwedischen Schiffe aussuchen würde.

„Da ist ein Dampfer — er nannte den Namen —, der jetzt klar macht. Mit dem Kapitän des Bootes bin ich sehr befreundet. Wenn Sie Ihr Glück versuchen wollen, bestellen Sie ihm einen schönen Gruß von mir."

Jetzt befanden wir uns in einer Zwickmühle. „Kommen Sie", stieß Helm hervor, „vielleicht entdecken wir den Lotsen."

*

Wir gingen, gaben den neutralen Boden auf und setzten nochmals all unser Glück auf eine Karte. Weil wir den Lotsen suchten, taten wir den unglaublichen Schritt. Drüben am Pier schien ein anderes schwedisches Schiff „Dampf aufzumachen". Es lockte uns, an Bord zu gehen. Die neutralen Farben hatten uns angezogen. Hoch aufgerichtet stand der Kapitän auf dem Achterdeck — ein Stockengländer. Er wies uns ab, eisig, barsch, entschlossen. Ein paar Schritte hinter uns rannte ein Mann aus nächste Hafentelephon.

(Fortsetzung folgt.)

Sankt Brighits Nacht.

Skizze von Alfred Semerau.

Als Bernd Wilm nach seinen Jagdgeschichten für die erloschene Pfeife das Zündholz rieb, starrte er auf den Deckel der Schachtel, der in dunklem Holz das Bild einer Heiligen trug: „Heut der zweite Februar? Heut St. Brighits Nacht. Brighidin ban mo stor! Da habt ihr St. Brighit!"

Die Schachtel machte die Runde. Sie grinsten.

„Was hast du da gegakelt?" fragte Ohlers.

„Das ist Irisch und heißt „mein Brigittchen, mein Schatz"", erklärte Wilm.

„Da ist der Deckel wohl ein Andenken an Brigittchen?" fragte Petersen. „Was ist denn mit Brighits Nacht?"

Wilm blies einen Rauchkegel: „Selbst wenn ich noch mal so alt werde, vergeß ich sie nicht. Was ich da mal im Hochland von Sao Paolo in St. Brighits Nacht erlebt hab! Auf der Schlangenfarm! Donner noch mal!" Er trank, und dann schoß er los.

Er war nach ein paar Jahren von Australien nach Rio gekommen. Das Gold, das er mühsam in Coolgardie erarbeitet, flog wie Papier im Wind. Mit den letzten 30 Pfund Sterling machte er sich davon, ehe er vom gelben Fieber erwischt wurde. Auf den Campos von Sao Paolo hatte er nur noch fünf Pfund und beglückwünschte sich, als er bei der Rattler Antidote Mfg. Co. Stellung fand. Das Erste, was er nach einem einsamen Tagesmarsch über die Grasfluren sah, war vor einem langen weißen Haus ein roter Weiberrock, in dem ein mittelgroßes Mädchen von vollen Formen, mit dunkelblauen Augen, schwarzem Haar, gelblichem Gesicht und roten, vollen Lippen steckte. Brighit, die Köchin, eine unverfälschte Irin.

Er hatte etwas Irisch aufgeschnappt und gewann ihre Fürsprache bei Doktor Simpson, dem Leiter der Farm. Der Doktor sang durch seine Goldzähne eine lange Litanei, die Wilm bei besseren Vermögensumständen stutzig gemacht hätte, aber mit fünf Pfund in der Tasche klang sie ihm wie ein Hymnus auf künftigen Wohlstand.

Die Farm war eine weite, mit Steinen besäte, ummauerte, durch breite Wassergräben in Inseln zerschnittene Grasfläche. Hier hausten in kleinen Steinhütten die graubraunen, anderthalb Meter langen Biester, die, sowie man ihnen zu nahe trat, aufbäumten, den Kopf züngelnd vorstießen, zubissen und rasselnd wegschossen. Wilm mußte sie füttern und die Insel sauber halten. Er kannte Schlangen genug von Australien her. Dort war er ihnen weislich immer ausgewichen, hier aber gehörten sie zu seinem vertrauten Umgang. Er hatte wohl feste, hohe Stiefel und dicke Lederhandschuhe. Aber wenn er sich bückte, um sein lebendes Futter los zu lassen, fürchtete er immer, eins dieser Biester würde sich unvermutet an seinen Armen hochschlängeln. Ein paarmal trat er auch auf ein Tier, das sich im Nu aufbäumte und ihn in den Graben trieb. Es war auch nicht einfach, die gekauften Schlangen ohne gefährliche Zwischenfälle aus dem Ledersack herauszukriegen, und nur mit Zittern und Zagen packte Wilm die Tiere hinter dem Kopf, damit sie auf die vom Doktor gehaltene Glasplatte bissen und ihr Gift spritzten. Oft rutschte ihm eins aus der Hand, und mehrmals wickelte sich eins dabei so fest um seinen Arm, daß er es erschreckt losließ und erst durch den Doktor befreit wurde.

Wilm hatte nach acht Tagen genug von dieser Arbeit, er träumte von den Biestern und weckte manchmal durch wildes Geschrei den Doktor und seine Assistenten. Er wäre auch nicht geblieben, wenn nicht Brighit gewesen wäre. Solch ein Exemplar von hübscher, solider, tüchtiger Weiblichkeit hatte er schon lange nicht mehr gesehen. In seinen Freistunden lungerte er in der Küche herum, Sonntags spazierte er mit ihr in den Campos. Er schenkte ihr allerlei Krimskrams, sie verehrte ihm das Täfelchen mit irischem Myrthenholz mit dem Bild ihrer Namensheiligen, und man glaubte allgemein, daß der nächste Kaplan bald Arbeit bekommen würde.

Da tauchte Mike Duffy auf, aus Limerick in Irland, seit fünf Jahren durch Amerika wandernd, alles und überall arbeitend, mit seiner Fidel, zu der er „Kathlin O'More" und „To ladies eyes around, boy" sang. Kaum daß er seine Landmännin gesehen, ließ er sich vom Doktor anwerben, wurde von heute auf morgen Wilms Nebenbuhler, und es gab einen heftigen Kampf um Brighits Herz, das hin und her schwankte. Mike behandelte die Schlangen wie Kaninchen, griff sie sicher, hielt sie fest, daß sie keine Fisimatenten machen konnten, und grinste über Wilm, der nie ein Zittern los wurde. Aber er runzelte zornig die Stirn, wenn er Brighit seinem Nebenbuhler freundlicher als ihm zunicken sah. Immer tiefer fraß sich der Groll darüber in ihn, und er spann wilde Pläne. Der Kerl mußte weg. Aber wie?

Da kam St. Brighitstag, das Namensfest Brighits, und die beiden Nebenbuhler stellten sich mit Geschenken ein. Es gab eine kleine Feier mit leidlichem Waffenstillstand, dann, unvermutet, räumte Mike das Feld.

Wilm verbrachte mit Brighit einen prächtigen Abend, und ihre Gunst neigte sich ihm unverhohlen zu. Gehoben durch seinen Sieg, ging Wilm davon. Er schlug kein Licht in seiner Kammer, warf sich, vom Festtrunk angenehm ermüdet, in den Kleidern aufs Bett, träumte noch ein bißchen von Brighit und der Zukunft und duselte ein. Ein unruhiger Schlummer mit tollem Traum. Ein Traum wie schon oft gefüllt mit den graubraunen Biestern, die sich auf den Inseln sonnten und auf die quiekenden Nager stürzten. Wilm warf sich hin und her, wurde wacher, setzte sich mit einem unbehaglichen Gefühl auf. Stickige Luft, das Fenster geschlossen, er noch in den Kleidern.

Er wollte vom Bett, das Fenster aufreißen, da raschelte es. Mäuse. In der Ecke lag Gras, das er gestern geschnitten. Er trommelte mit den Stiefeln ans Bett. Ruhe! Die Biester ließen sich nicht stören. Wilm fuhr vom Bett auf. Da war irgend etwas in der Kammer ... Um ihn wimmelte es von Schlangen. Mit entsetzten Augen starrte er um sich. Dutzende Schlangen, so schien's ihm. Unterm Bett krochen sie vor, an der Tür wanden sie sich, am Fenster hoben sie sich empor. Wilm brüllte, brüllte, blind vor Angst. Er wollte, die Bettdecke um den Arm, zur Tür. Da fuhren ihm zwei züngelnde Köpfe entgegen. Er wollte zum Fenster und hinaus, da bäumte sich ein graubraunes Biest auf. Endlich wurde es im Hause lebendig. Man stürzte an seine Tür. Er schrie: „Vorsicht! Schlangen!" Die Tür sprang auf. Der Doktor, seine Assistenten, hinter ihnen, blaß, mit aufgerissenen Augen Brighit. Eine wilde Jagd begann. Unter Wilms Bett entdeckte man einen offenen Ledersack. Wilm brüllte: „Wo ist der verfluchte Mike?" stürmte durchs ganze Haus, doch Mike war fort ...

„Und das Brigittchen?" fragte Petersen grinsend. Wilm verzog das Gesicht. „Habe ich nach drei Jahren wiedergesehen. Ich wollte von Palma nach St. Felix, und auf dem Wege fand ich eine kleine Farm. Brigittchen hatte Mike geheiratet, ich traf den Kerl nicht, das war sein Glück. Und wißt ihr, weshalb sie ihn geheiratet hat? Sie sagte es mir klipp und klar. Weil sie gesehen hat, daß er sie mehr liebte als ich, sonst hätte er doch damals nicht die Schlangen auf mich gehetzt."

Die eingeschmuggelten Maikäfer.

Daß über die Schweizer Grenze schon manches Wertobjekt nach Deutschland geschmuggelt wurde, das den scharfen Augen der Zollbeamten entging, weiß man; daß jedoch die Maikäfer — nicht etwa solche aus Schokolade, Marzipan oder Edelmetall, sondern echte — Gegenstand des ausgedehnten Schmuggels werden würden, hätte man wohl ganz bestimmt nicht für möglich gehalten. Das wurde aber vor wenigen Jahren an der badisch-schweizerischen Grenze zur Wirklichkeit. Schuld daran waren die Wonnemondskäfer selber, die so zahlreich in den Grenzgebieten auftraten, daß man im Interesse des Obst- und Gartenbaues allenthalben zu Bekämpfungsmaßnahmen schritt. Die Bevölkerung, insbesondere die Jugend, wurde zum Sammeln der gefräßigen Insekten aufgefordert, und um dem Aufruf mehr Nachdruck zu geben, setzte man für „einen Liter Laikäfer" Prämien aus, die in den einzelnen Gemeinden bis zu zwanzig Pfennig stiegen.

Wenn nun auch die Käferplage in der Bodenseegegend sehr arg war — zum Teil konnte man die Tiere zu Tausenden zusammenkehren —, so fiel es doch auf, daß gerade in den Gemeinden, die die höchsten Prämien ausgesetzt hatten, täglich ganze Bütten und Körbe voll abgeliefert wurden. Die Käfer selber, die sich bekanntlich an keine Grenze oder Zollvorschrift zu halten pflegen, flogen, als ihnen im Badischen der Vernichtungskrieg angesagt wurde, in Scharen über die Schweizer Grenze; durch die Flucht ins Ausland gedachten sie, die letzten schönen Maitage noch in Gemeinschaft mit ihren Artgenossen jenseits der Grenze genießen zu können. Doch sie hatten die Rechnung ohne die mit den Badensern in freundnachbarlichem Verhältnis stehenden Thurgauer an der Grenze gemacht. Diese sammelten drüben die Käfer badischer wie Schweizer Herkunft und stellten sie, in Körben gesammelt, nachts den badischen Nachbarn auf ihre Flur, die von der Schweizer Flur nur durch einen Drahtzaun getrennt ist. Die Badener lieferten dann ihren geheimen Import, von dem nur ein kleiner Teil „Made in Germany" war, bei der höchstzahlenden Gemeinde ab.

Nachdem der Schmugglertrick wochenlang funktionierte und die Säckel vieler Gemeinden durch die Massenabliefe-

rung toter Käfer schon arg in Mitleidenschaft gezogen waren, ging endlich den Gemeindevätern ein Licht auf. Sie machten bekannt, daß fortan nur „Gemeindekäfer“ und auf keinen Fall „Ausländer“ abgeliefert werden dürften. Im übrigen wollen sie von den Ablieferern „nicht ortszuständiger“ Maikäfer das zu Unrecht erhobene Geld zurückfordern. Der Nachweis des Betruges dürfte den betroffenen Gemeinden freilich schwerfallen. Man kann im Maikäfervolk wohl einen „König“ von einem „Müller“ und diesen wiederum von einem „Schornsteinfeger“ unterscheiden! Aber wo ist der Gelehrte oder Sachverständige, der die Staats- oder Ortszugehörigkeit mit Sicherheit zu ermitteln vermag?

Etwas aus der Vergangenheit der alten Ordensstadt Schwetz a. d. W.

„Es gibt ein lebendigeres Zeugnis über die Völker als Knochen, Waffen und Gräber, und das sind ihre Sprachen“, schreibt einmal ein deutscher Gelehrter. (Grimm). Die ältesten Sprachdenkmäler unserer Heimat sind die aus der Vorzeit überlieferten Ortsnamen. Lange bevor sie geschrieben wurden, waren sie schon da. Aber „alles fließt“, und alles Leben ist Veränderung. Mit der wechselnden Bevölkerung verwandelt sich jede Form. Dort wo nun gar die Nationalitäten wechselten, gingen die Ortsnamen oft ganz verloren oder wurden durch eine andere Sprache unkenntlich.

Oft spielen auch Wahrheit und Dichtung um einen Ort anmutig ineinander. So z. B. bei der alten Ordensstadt Schwetz, (Swiecie n. W. Pomorze). Dieses kleine Städtchen hat eine reiche Vergangenheit hinter sich. In keinem Teile Preußens hat der geschichtliche Strom mächtiger geflutet, als im Weichselgebiet Westpreußen. Hier besonders stießen die historischen Bahnen germanischer und slawischer Völker von jeher auf einander. Die ältesten Geschichtsschreiber des Mittelalters wissen von den Kämpfen zu berichten, an welchen Pommern, Dänen, Polen und Preußen hier teilhatten.

Dann beginnt zu Anfang des 13. Jahrhunderts der deutsche Orden hier seine große nordische Mission, welche in ihrem weiteren Verlauf dem Namen „Preußen“ eine welthistorische Bedeutung geben sollte. Von allen Geschicken Westpreußens in Leid und Freud ist der Schwetzer Kreis aufs tiefste berührt worden. Hier rang der größte pommersche Held, Herzog Suantopolk, mit dem deutschen Orden um die Weichselherrschaft. Die Eroberung von Sartowitz durch den deutschen Orden 1242 begeisterte einst die deutsche Muse. Der Ritter, welchem der kühne Handstreich gelang, wurde mit den Helden Homers verglichen.

„Der alde Marschale, als ich las,
von Bernheim brudir diterich
ein rittir das war lobelich
beide mutis vnd der tat.
An Manheit er so hohe trat
als Ulixes und Hektor.“

Im Anfang des 14. Jahrhunderts besiegelte dann die Eroberung von Schwetz den Verlust Ostpommerns seitens der Polen an die Deutschen. Eine deutsche Komthurei erhebt sich an Stelle der zerstörten pommerschen Fürstenburg. Hart am linken Ufer der Weichsel auf einer Landzunge gelegen, welche das unterhalb der Burg einmündende Schwarzwasser mit der Weichsel bildet, beherrschte das Haus Schwetz diese bei weitem wichtigste Verbindungslinie des Landes. Die einstige Gestalt der Burg, welche heute noch als mächtige Ruine vorhanden ist, läßt sich bei sorgfältigem Vergleich der noch vorhandenen Reste und einer von den Schweden im Jahre 1655 aufgenommenen Zeichnung noch annähernd feststellen.

Am Ausgang des 18. Jahrhunderts, als man in Preußen auch den historischen Kunstdenkmälern gegenüber dem sogenannten Nützlichkeitsprinzip huldigte, wurden die Gebäude der Burg zum größten Teil abgebrochen, um die gewonnenen Ziegel als Material für Neubauten zu benutzen. So wurde die für die Geschichte des Ordenslandes Preußen hochbedeutsame Burg eine Ruine und zwar eine der malerisch schönsten unserer Provinz. Weithin beherrscht der über 100 Fuß hohe Bergfried das Weichseltal. Ein stummer Zeuge einer stolzen ruhmvollen Vergangenheit.

Richard Petzold.

Rätsel-Ecke



Fenster-Rätsel.

A	A	A	A	A	E	E
E			E			E
G			H			I
I	I	I	K	L	L	M
N			N			N
N			N			O
O			P			P
R			R			R
S	T	T	T	T	U	Z

Die Buchstaben in obenstehender Abbildung sind so anzuordnen, daß 6 Wörter entstehen, welche bezeichnen A) senkrechte Reihen: 1 eine Stadt am Schwarzen Meer, 2) eine Frauengestalt aus Goethes Dichtungen, 3) eine Chemikalie; B) wagerechte Reihen: 1) einen holl. Maler, 2) einen franz. General, 3) einen hellen. Herrscher.

*

Silben-Rätsel.

Aus den 24 Silben:

ac — di — du — e — e — ell — feu — i — ka — lip — mat — ne — ne — net — pen — ra — rac — rah — re — ret — son — stift — te — wa

sind 9 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein bekanntes Sprichwort ergeben. Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Wüstenzug, 2. Gebrauchsgegenstand der Dame, 3. Gewächs, 4. weibl. Vorname, 5. Zweikampf, 6. Erfinder und Verbesserer elektr. Apparate, 7. Apfelsorte, 8. Hafenstadt in der arabischen Landschaft Oman, 9. alkoholisches Getränk.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 111.

Uhren-Rätsel:

Z a u b e r k n o t e n
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

Reim-Ergänzungs-Rätsel:

Ich bin geboren, deutsch zu fühlen,
Bin ganz auf deutsches Denken eingestellt,
Erst kommt mein Volk und dann die andern vielen,
Erst meine Heimat, dann die Welt.

Besuchskarten-Rätsel:

Autoschlosser.



Lustige Rundschau



* **Ein moderner Vater.** „Um Himmels willen, Herr Rollmops, wie sehen Sie denn aus! Wer hat Ihnen denn die Augen so blau geschlagen?“ — „Mein Junge. Ich habe ihm nur zwei Boxstunden gegeben. Habe ich nicht einen Prachtbengel?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.